

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1913

337 (5.12.1913) Tägliche Unterhaltungbeilage zum Karlsruher Tagblatt

Tägliche Unterhaltungsbeilage

Verantwortlich für die Redaktion
Gustav Reppert

zum Karlsruher Tagblatt

Freitag, 5. Dezember 1913
Montags erscheint keine Beilage.

(Nachdruck des Romans und sämtlicher Artikel verboten.)

Ein Dorfwinkel

von Camille Lemonnier.
Berechtigter Uebersetzung aus dem Französischen von
Jean Paul d'Ardeschah.

Zwanzigstes Kapitel.

Boer Jan ging erst mit großen Schritten, wie ein Mann, der es eilig hatte zu seinem Ziel zu kommen, aber als er an der Wegbiegung den Pächterhof von Snijzel daliegen sah, rechtwinklig und massig mit seinen roten Dächern und seinen weißen Mauern, blieb er stehen, verführte die Arme und fing an, die Krähen aufmerksam zu betrachten, die sich über einem Feld tummelten.

„Zehn Stück sind da,“ sagte er für sich hin.
„Ne, nee! da sind nur neun,“ sagte jemand dicht neben ihm.

Boer Jan hatte die Gedanken so querum, daß er niemanden auf der Landstraße hatte gehen hören. Er fuhr auf. Es war aber nur der Ochsenhändler Schnup.

„Wo könnt Ihr Euren Kopf haben, um da zehn zu zählen,“ sagte der Ochsenhändler und lachte.

„Auf meinen Schultern sicherlich,“ antwortete Slim gereizt, daß er überrascht worden war.

„Das versteht sich, ich wollte damit nur sagen, daß wenn es sich um Eure Silbertaler gebandelt hätte, Ihr Euch sicher nicht geirrt hättet. Schön guten Tag!“

„Immer ist es mein Geld, auf das sie es abgesehen haben,“ seufzte Boer Jan.

Er lechzte seinen Weg fort. Die zehn Krähen sahen ihm im Kopf. Vergeblich versuchte er den Gedanken an sie zu verjagen, er kam hartnäckig wieder.

„Ich hab' doch gut gesehen: es waren 10 Stück. Und ich werd' ihm also sagen: Na also, Snijzel, bringen wir die Sache in Ordnung. Und schließlich seid Ihr ja doch auch nicht mehr der Jüngste. Nein, das kann ich ihm wohl doch nicht sagen. neun? wo hat er nur bloß seine Augen gehabt, der verdamnte Schnup?“

Während er quer über den Platz ging, sah er den Pächter, der gerade aus dem Schulgebäude herauskam. Andere Pächter kamen noch hinter ihm hergegangen, mit auf dem Rücken verführten Händen. Sie waren fünf an der Zahl. Der Gemeinderat hatte sich an diesem Tag zu einer Sitzung verammelt, und die Sitzungen wurden immer im großen Schulzimmer abgehalten, das für die Beratungen bestimmt war.

„Das recht Wetter zum Spazierengehen,“ rief der gewaltige Mann dem schwächlichen kleinen Bauer zu, seine Stimme klang mürrisch.

Und nachdem er ihn auf diese Art angesprochen hatte, holte er ihn auch schon ein.

„Die Gerste wird gut ausgeben,“ entgegnete Boer Jan.

Sie verstimmten darauf beide, ein jeder an das denkend, was sie sich zu sagen hatten. So kamen sie dahinschlendernd und sich gegenseitig beäugend, auf den Pächterhof zu.

Ganz plötzlich, wie eine Gewitterwolke, die sich entläßt, brach der Pächter los:

„Das ist alles Pöferei! Ich hab' es nun satt. Nehmt Eure Tochter wieder! Ich behalt' mein Geld.“

Boer Jan blieb stehen, hob die Hände zum Himmel und schlug sie dann zusammen:

„Kobe, was soll das heißen?“

„Ach was! Ein Fuchsfeld Ihr, ich seh' jetzt klar, was Euer Spiel ist. Ihr schroßt mich nicht mehr, nehmt Eure Tochter zurück. Da sind noch genug andere da, die mich nicht zum Narren halten werden.“

Slim kratzte sich sein Kinn und sann, was er wohl von diesem Bruch denken sollte und wunderte sich darüber, daß nicht er derjenige war, der ihn herbeigeführt hatte; und schließlich schweig er lieber schon auch aus Berechnung, denn er wußte wohl, welche Nacht im Schweigen ruht.

„Ja, ja!“ redete Snijzel. „Stellt Euch nur an, das rat' ich Euch, mir aber werdet Ihr nicht den Pelz bei lebendigem Leibe scheren. Ja, ja, Ihr sitzt auf dem Stroh und da habt Ihr gedacht, durch mich zu einem Federbett zu kommen. Auch andere hätten denselben Gedanken haben können wie Ihr, aber die ganze Welt hat nicht eine schöne Tochter wie die Rooze. Ihr habt den seinen Körper nach dem großen Fisch ausgeworfen, nur der große Fisch hat sich nicht festgeklammert.“

Und indem er dies sagte, blies der dicke Kobe die Baden auf, um dem anderen seinen Jörn und seine Verachtung zu zeigen.

„Pächter,“ sagte zu guter Letzt der schwächliche Gevatter, „wenn Ihr damit sagen wollt, daß ich ruiniert bin, weil ich das Geld verloren habe, dann soll es gesagt sein, ich bin ruiniert! Aber manchmal findet man auch unterm Schrank, was man gemeint hat am Ofen gelassen zu haben. Auf alle Fälle ist es aber schlecht, jemandem das Brot vom Munde wegureißen, das man ihm gegeben hat. Was werden die Leute im Dorf dazu sagen? Sie werden erzählen, daß Pächter Snijzel mich zum Narren gehalten hat. Keiner wird meine Rooze mehr wollen.“

Er neigte zum Zeichen der Betrübnis seinen Kopf tief zwischen die Schultern und stieß zwischen jedem Wort einen Seufzer aus.

Kobe überlegte sich etwas einen Augenblick, um ihm dann schon etwas besänftigt zu sagen:

„Heirat, mein Freund Slim, ist wie, wenn einer so sagen wollte, ein Markthandel. Die

Säcke sind offen, aber man sieht nur was oben auf liegt. Ich kauf' also einen Sack, wer würde denn da gleich ganz bestimmt sagen können, daß unter den schönen runden Weizenkörnern nicht vielleicht doch irgendein Dred stecke. Ich bin es sicherlich nicht, der das sagt. Das Ganze bei dieser Geschichte ist so, daß man es nicht gern riskieren möchte. Nehmt Euren Sack zurück, Freund.“

Als Boer Jan nun sah, daß der Pächter entschlossen schien, lockerte er auch seinerseits ein Ende des Knotens und sagte:

„Ist das nicht ein Unglück, zu sehen, wenn einem der Wind die schönsten Früchte vom Baum herunterschlägt, wenn sie gerade so weit sind, reif zu werden. So ist es nun damit gekommen, was ich gehofft habe.“

„Rooze wird einen jungen Mann finden, und die können dann lange miteinander leben, während sie, weil ich alt bin, es nötig gehabt hätte, jeden Tag einen Stich an dem Laten zu nähen, auf das man mich nach meinem Tode betten wird.“

Boer Jan hörte mit niedergeschlagenen Augen zu, um nicht merken zu lassen, was er dachte, aber in seinem Inneren überlegte er jetzt, daß es wohl Zeit war, die Hauptfrage anzuschneiden.

„Was wird mit mir selbst dann werden, Freund Snijzel,“ sagte er endlich, „Ihr habt mir versprochen, mir das Geld zu schenken, das ich Euch schulde, und nun werde ich gezwungen werden, es Euch zurückzugeben.“

Darauf sagte er, gleich einem plötzlichen Vorstoß machend, wie im Jörn hinzu:

„Dann nehmt mir also mein Haus weg, nehmt mir das Land, das Pferd und die Kuh und macht Euch bezahlt damit, wortbrecherischer Mensch!“

„Gut,“ sagte Kobe Snijzel, „Ihr behaltet das Land, das Pferd, die Kuh und das Haus, und Ihr behaltet auch das Geld, Freund Jan.“

Da begannen die kleinen grauen Augen des Bauers zu leuchten, aber er gab sich Mühe, beiseite zu gehen. Nur eine große, rote rote Kacke, die auf der Landstraße umhertrieb, hing den schiefen Blick an.

Sie sprachen noch eine Weile miteinander und waren wiederum Freunde geworden; darauf kehrte der Pächter zufrieden, wenn auch etwas beschämt, in seinen Pächterhof zurück, und Jan Slim schlug den Weg nach seiner Behausung ein.

„Ich hab' da zwei Sachen auf einen Schlag erlebt,“ dachte er sich, „dafür kann ich eine gute Pfeife rauchen.“

Und als es sich so traf, daß er an der Wiese vorüberkam, wo er eben erst die Krähen gesehen hatte, sah er sie sich wieder an und zählte sie aufs neue durch.

„Jetzt seh' ich genau,“ sagte er sich, „Schnup hat doch recht gehabt: das ist sicher, es sind bloß neun Stück da.“

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Am Weihnachtabend hielt ein Pferd vor dem Haus von Katharina Bild, und man hörte jemanden gegen die Tür klopfen; gleichzeitig ließ sich auch aus dem Inneren eine Stimme vernehmen:

„Das ist Kobe Snijzel!“

Die Tür wurde aufgerissen, und Kobe sah vor sich die atemlose Katharina stehen, die ihm mit ihrer Lampe leuchtete.

„Kobe,“ sagte sie, und ihre Stimme war ganz voll Angst, „ist ein Unglück geschehen, daß Ihr zu mir kommt, nachdem ich Euch das angetan habe?“

„Nein,“ antwortete der Pächter, „aber mein Pferd braucht Ruhe, es ist weit gelaufen und ich hab' mir gesagt: die Juffrouw wird es wohl an ihrer Tür sich etwas verschaffen lassen.“

Eine lebhaft Erregung hatte sich Katharinas bemächtigt, ihr Hals war wie zugeschnürt, sie konnte kaum reden, und die Tränen waren nahe daran, hervorzuquellen.

Sie nahm das Pferd am Zügel und sagte zum Pächter:

„Es wird sich besser vor einem Strohbündel im Stall verschlafen. Tretet ein: der Herd ist für jedermann frei zu Weihnachten.“

Als er die Tür zur Küche aufstieß, schlug ihm aus dem Raum ein dichter Qualm entgegen, und dieser Qualm duftete nach einer Pfeife und nach gerösteter Butter.

„Weihnachtswurst, oh!“ rief er beim Eintritt. Ein paar Stimmen antworteten ihm:

„Ein Hoch für Pächter Snijzel!“

Da erst sah er am Tisch drei alte schwächliche Männer hocken, die beim Rauchen ihrer Pfeifen waren, so daß man sie kaum im Qualm, der sie umgab, unterscheiden konnte. Jemand etwas blühte immerwährend aus diesem Rauch auf, mal war es ein Pfeifenkopf, oder es war der schwälende Tabak, der ansah wie Kohlenpulver, dazwischen wieder einmal ihre hungrig leuchtenden Augen, die zusahen, wie die Würste sich in der heißen Butter krummten. Sie hielten ihre Knüttelstücke zwischen den Beinen, und auf dem Boden daneben lagen ihre Bettelstücke und ihre Hüte.

Kobe zog die Geldbörse und gab einem jeden zwei Sen, denn es waren Bettler. Sie bekamen zu Ehren des Weihnachtstages Bier, Tabak und Wurst in den Häusern. Alle drei ließen es sich frohen Herzens schmecken, und während sie eine Wurst verpeiften, sahen sie zu, wie die andere briet, die sie darauf verspeisen sollten.

„Pächter,“ sagte die Moab, „Euer Platz ist nicht hier bei diesen alten Landstreichern. Geht in das Nebenzimmer hinein.“

Und die kleinen Alten lachten dazu, indem sie mit den Köpfen wackelten, glücklich darüber, daß dieser starke Esel nicht mit an ihren Tisch gesetzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur als Künstlerin.

Von Ernst Haeckel.*

Während der fünfzig Jahre meiner Forschungen ist es mir häufig begegnet, daß teilnehmende Freunde und zufällige Besucher, denen ich meine Zeichnungen zeigte oder auch die Objekte selbst unter dem Mikroskop vorführen konnte, in lebhaftem Erstaunen über die Schönheit und Mannigfaltigkeit dieser „verborgenen Kunstwerke der Natur“ gerieten. Entzückte Bewunderer, Naturfreunde wie Künstler, riefen aus: „Wie ist es möglich, daß die Natur mit solch Geschick und Erfindungskraft so außerordentlich Kunstwerke produziert! Wie ist es zu erklären, daß die einfache, dem unbewaffneten Auge unsichtbare Zelle so wundervolle Gebilde schafft? Ohne Gehirn und Augen, ohne Hände und Werkzeuge? Und wozu wird solch Schönheit und Reiz in der gebietenden mikroskopischen Welt verschwendet? Es kam wohl auch vor, daß ein skeptischer, dem Mikroskop mißtrauender Besucher die Existenz dieser erstaunlichen „Kunstwerke der Zelle“ direkt leugnete oder die Bilder für optische Täuschungen erklärte. Ein anderes Mal behauptete ein naiver Laie, daß solche Tiere und Pflanzen gar nicht existieren könnten, und daß meine Abbildungen davon „erfunden“ seien. Dabei fiel mir die Geschichte von dem Bauern ein, der im Zoologischen Garten zu Berlin zum ersten Male lebende Elefanten und Rhinoceros, Giraffen und Kängurus sah. In sein heimatliches Dorf zurückgekehrt, rief er voll Enthusiasmus aus: „Mein, Kinder, das müßt ihr aber mal sehen; da laufen lebendige Tiere, die es gar nicht gibt!“

Was wissen wir über die Entstehung und das Wesen jener natürlichen Kunstformen, die sich überall in der Natur finden und wie sie sich uns zumal in den Radiolarien darstellen? Wir wissen heute, daß in allem Lebendigen eine und dieselbe Substanz die materielle Grundlage, der aktive „Schöpfer“ ist: das Plasma oder Protoplastasma, eine ursprünglich gleichartige, an sich formlose, feistflüssige Substanz ohne ursprüngliche Struktur. Das lebendige Plasma besitzt die Fähigkeit, allen möglichen Lebensbedingungen sich anzupassen, und individualisiert sich gewöhnlich in Form einer einfachen, kernhaltigen Zelle. Während bei den einzelligen Protisten der ganze Körper zeit-

lebens auf der Stufe der einfachen, selbständigen Zelle stehen bleibt, ist dieser Zustand bei den vielzelligen Tieren und Pflanzen nur im Beginn der individuellen Existenz vorhanden. Durch wiederholte Teilung der einfachen Zelle erfolgt hier die Bildung von Geweben, die in großer Mannigfaltigkeit die Organe zusammenlegen. Aber in allen Fällen wird die Form sowohl dieser einzelnen Organe, als die Gestalt des ganzen vielzelligen Organismus durch die plastische Tätigkeit des Plasmas bedingt. Wir beobachten seine Bewegungen und Formveränderungen und dürfen ihm nicht nur Empfindung und Gedächtnis (Mneme) zuschreiben, sondern auch ein Seelenleben einfacher Art. Die Theorie von der Zellseele, auf die ich zuerst vor fünfzig Jahren durch das Studium der Radiolarien geführt wurde, ist allein imstande, uns auch ihre plastische Tätigkeit, ihren „Kunsttrieb“ verständlich zu machen.

Unter allen Klassen der Protisten bieten in dieser Beziehung die Radiolarien oder „Strahllinge“ die lebendigsten und interessantesten Verhältnisse; denn sie entfalten einen größeren Reichtum an schönen und mannigfaltigen Formen als alle anderen Klassen von Einzelligen, und gerade die wunderbare Kunst der lebendigen Zelle offenbart sich hier in der erstaunlichsten Weise. Alle Radiolarien leben im Meere, millionenweise aneinhäuft im sogenannten „Plankton“, d. h. sie schwimmen im Wasser, sowohl an der Oberfläche wie in den verschiedensten Meerestiefen, ohne jemals den Boden zu berühren oder sich festzulegen. Der lebendige Körper ist stets eine einfache, kernhaltige Zelle, umgeben von einer wall-röhrlige, ursprünglich einfacher Kugelform, später auch oft von Eis-, Eisen- oder Schwebelgestalt. Von der Oberfläche strahlen unzählige, äußerst feine Plasmafäden aus, die sich oft verästeln und Netze bilden. Diese veränderlichen „Scheinfäden“ (Pseudopodien) dienen nicht allein zur Ernährung oder Bewegung; sie sind auch die wunderbaren Künstler, die durch Auscheidung von glasartiger Kieselerde (Silicium) aus Kieselsäure die charakteristischen Skelette hervorbringen. Bald erscheinen diese als schüsselförmige Gitterstrukturen, bald als sternförmige Gebilde, die aus bestimmten, im Zentrum des Körpers vereinigten Radialkernen zusammengesetzt sind. Auch die einfachen oder mehrfach zusammengesetzten Gitterstrukturen sind außen meistens mit sehr regelmäßig angeordneten Radialkernen besetzt. Sowohl die Verzerrungen dieser Stacheln, als auch die Ornamente der Schalen selbst und ihre Gitterbildung sind äußerst mannigfaltig und liefern die Mittel zur Unterscheidung der Tausende von

Arten. Innerhalb der Art aber vererbt sich die charakteristische Skelettförmigkeit ebenso (relativ konstant) wie bei den vielzelligen Arten des Tier- und Pflanzenreichs. Diese starren Fortsätze der Schalen, die weit über deren Oberfläche hervorragen, dienen teils zum Schutz des weichen, lebendigen Körpers (als Abwehr gegen Feinde), teils als feste Stütze, teils als Schwbeapparate, die das Unterfinden der Zelle verhindern.

Wie entstehen nun diese wunderbaren Gebilde? Wir haben uns auf Grund der modernen Entwicklungslehre überzeugen müssen, daß jede Zelle, ebenso wie jeder vielzellige Organismus sich aus eigener Kraft selbst entwickelt, durch die physikalische oder chemische Energie seiner lebendigen Substanz. Bei den Radiolarien kann es also nur das Plasma des Zellkörpers und der von ihm ausstrahlenden Scheinfäden sein, das die Kieselzelle aufbaut. Die Art und Weise dieser Fabrikation, die bestimmte Gesehmachtigkeit in der Struktur und das sonstige Verhalten in ihrem Leben überlegen uns leicht, daß dieses lebendige Plasma nicht nur Bewegung, sondern auch Empfindung besitzt, namentlich „plastisches Diskanzgefühl“. Die auffällige Zweckmäßigkeit im Bau der Radiolarienskelette erklärt sich nach der Selektionstheorie einfach durch die Wechselwirkung der Anpassung und Vererbung unter dem regulierenden Einflusse des Kampfes ums Dasein. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei das unbewusste Zellengedächtnis die „Mneme“, wie Richard Semon es genannt hat. Dieses Zellengedächtnis erklärt uns auch die erblichen Kunstformen der Radiolarien, die Tatsache, daß die Kunstwerke dieser einzelligen Lebewesen — ebenso wie andere „Instinkte“ — medianisch und monistisch zu beurteilen sind.

Die Ähnlichkeit vieler Radiolarienskelette mit den Erzeugnissen menschlicher Kunsttätigkeit ist höchst auffallend. Da finden wir beispielsweise eine großartige Kalkkammer von allen möglichen Waffen vor: Schutzdecken in Form von Panzergehenden und Helmen, Schilden und Schienen, Angriffswaffen in Form von Speichen und Lanzen, Pfeilen und Entenhalben. Da finden wir ferner die zierlichsten Schmuckstücke: Kronen und Diademe, Ringe und Ketten; Dresden-ähnliche Kreuze und Sterne usw. in unzähliger Mannigfaltigkeit. Viele dieser Kunstformen sind im ganzen und im einzelnen den Produkten hochentwickelter menschlicher Kunst so ähnlich, daß man in beiden auf die Gleichheit des schöpferischen Kunsttriebes schließen könnte. Und doch liegt nur Konvergenz bei der Produkte vor. Bewußtsein können wir in der Zellseele der Radiolarien so wenig annehmen, wie im Seelenleben der Pflanzen und der

meisten niederen Tiere. Vielmehr müssen wir ihnen unbewusste Empfindung zuschreiben in dem Sinne, den ich im zehnten Kapitel meiner „Weltatlas“ und im dreizehnten Kapitel der „Lebenswunder“ näher erläutert habe.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Kunstwerken des Menschen und den Kunstformen der Natur liegt also darin, daß die ersteren mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein, zielstrebig, von Gehirn und Menschenhand erschaffen wurden, die letzteren hingegen unbewußt, ohne vorgefaßte innere Absicht, nur durch die Anpassung des Plasmas an die Lebensbedingungen der Außenwelt. Man kann die Kunsttätigkeit der Protisten geradezu als „plastische Zellinstinkte“ bezeichnen; denn sie stehen auf derselben Stufe der Seelentätigkeit wie die bekannten Instinkte der höheren, vielzelligen Tiere und Pflanzen. Gleich diesen Instinkten entfalten sie ursprünglich durch Anpassung, Übung und Gewohnheit; dann aber sind sie durch Vererbung zu handigen Charaktereigenschaften der Art geworden.

Die kieselhaltigen Radiolarien sind unzweifelhaft die größten Künstler unter den Protisten; denn sie realisieren in ihren wunderbaren Kunstwerken alle möglichen, theoretisch denkbaren Grundformen, die wir in unserer Grundformenlehre („Promorphologie“) nach mathematischen Prinzipien untercheiden können. Auch in der stereometrischen Konstruktion ihrer höchst regelmäßigen Kunstwerke verfahren sie mit der peinlichsten Akkuratheit eines geschulten Geometers, und in der eleganten Ornamentik ihrer phantastischen Gitterstrukturen und deren vielfältigen Anhängen weittern sie mit der Phantasie der arabischen Architekten, die die Alhambra von Granada ausbildeten.

Unsere moderne Entwicklungslehre hat uns zu der sicheren Erkenntnis geführt, daß alle Erscheinungen in der Natur wie im Menschenleben aus einfachsten Anfängen sich allmählich entwickelt haben. Die Anlage dazu, die Fähigkeit oder „potentielle Energie“ der Kunstfunktionen, ist bereits in der Stammzelle gegeben, in der befruchteten Eizelle. Gleich allen anderen Seelentätigkeiten hat sich also auch die vielseitige Kunsttätigkeit aus diesem einzelligen embryonalen Zustande nach dem genetischen Grundgesetze zur „aktuellen Energie“ des schaffenden Künstlers entwickelt. Die wunderbaren Kunstwerke der Zelle, wie wir sie jetzt in unzähligen Naturprodukten einzelliger Protisten kennen, erfreuen unsern Schönheitssinn ebenso sehr, und sie sind einer ästhetischen Kunstbetrachtung ebenso würdig wie die verschiedenen Kunstwerke, die das menschliche Gehirn mit Hilfe unserer Sin-

* Aus dem gleichnamigen Buch, das mit vielen Bildern geschmückt, bei Vita in Berlin erscheinen wird.

neborane konzipiert und durch das technische Geschick unserer Hand ausgeführt hat. Daß die veranlassende ästhetische Empfindung bei den ersten unbewußt, bei den letzteren bewußt arbeitet, kann unser künstlerisches ebenso wie unser wissenschaftliches Interesse daran nur erhöhen. Und wir dürfen wohl hoffen, daß ein weiteres eingehendes Studium der Kunstformen der Natur nicht nur praktisch das Kunstgewerbe fördern, sondern auch theoretisch das wahre Verständnis der bildenden Kunst und ihrer idealen Aufgaben auf eine höhere Stufe erheben wird.

Wie die „Cavalleria rusticana“ entstand.

Am 7. Dezember tritt Pietro Mascagni in die Reihe der Fünfzigjährigen. Wenn ihm der Erfolg auch schon in verhältnismäßig jungen Jahren hold gewesen ist, so hat er doch auch vorher die wechselvollen Schicksale eines Künstlerlebens genugsam kennen gelernt. Er war 26 Jahre alt, als ihm sein Opernmeister „Cavalleria rusticana“ einen Bekruf beehrte, der den bislang ganz unbekanntem Musiker über Nacht zum berühmten Manne machte und dem in dürftigen Verhältnissen lebenden Klavierlehrer ein Vermögen und eine dauernde Rente in den Schoß warf. Die „Cavalleria rusticana“, die bei ihrem Erscheinen als die Morgenröte der neuen musikalischen Epoche des Verismus für mich begrüßt wurde, ist Mascagnis bedeutendstes Werk geblieben. Unter weichen Umständen diese erfolgreichste Oper des Komponisten entstand, das hat vor einiger Zeit auf Grund authentischer Mitteilungen eine italienische Zeitung berichtet. Das Werk ward unter Verhältnissen geboren, angefaßt deren man sich wundern muß, daß sie die Inspiration und die Arbeitskraft des Künstlers nicht gelähmt haben. Mascagni wollte die „Cavalleria“ in Musik setzen, um an dem von dem bekannten Musikverleger Sonzogno in Mailand ausgeschriebenen Opernwettbewerb teilzunehmen. Die Zeit war schon sehr weit fortgeschritten. Um den Termin zum Wettbewerb noch innehalten zu können, mußten die Librettisten Targioni und Menacci ihre Arbeit in größter Eile verrichten. Mascagni, der sich damals als Dirigent des Musikvereins und als Klavierlehrer zu Cerignola schickte und recht durchs Leben schlug, erhielt das Libretto nur bruchstückweise, und selbst auf Postkarten geschrieben sollen die bei der Bekantheit von den Librettisten fertiggestellten neuen Szenen in das Mascagnische Heim in Cerignola geflogen sein.

Daß dieses Stückweise Eintreffen des Textes auf die Inspiration des damals ohnehin skeptischen und niedergeschlagenen Mascagni nicht gerade günstig einwirkte, liegt auf der Hand, und er begann auch erst zu komponieren, als er die letzte Postkarte seiner Herren Librettisten in Händen hatte. Das erste, was sich seiner Phantasie aufdrängte, war die musikalische Gestaltung der Schlussszene. Ans Werk ging er erst, als in ihm bei der Lektüre des ersten Chores das starke Gefühl erwachte, hier einen feinen Wesen verwandten Text unter den Händen zu haben. Die ersten Ideen waren ihm am Nachmittag auf dem

Wege zu einer Klavierstunde, die er erteilen mußte, gekommen. Bei seiner Rückkehr nach Hause erklärte er seiner Frau, er werde sich die Nacht wohl um die Ohren schlagen müssen, um zu komponieren. Und dabei sollte er am nächsten Morgen schon in aller Frühe wieder einen Novizen in die Geheimnisse des Klavierspiels einweihen. Aber das Schicksal wollte es anders: gerade in dieser Nacht, am 3. Februar 1889, gab Frau Mascagni einem Kinde das Leben, und der neugeborene Vater mußte seine Partitur auf 24 Stunden beiseite legen.

Aber auch dann, nachdem dies Ereignis allfälliger Überstunden war, kam die Arbeit noch nicht in Fluß. Denn Mascagni besaß kein Klavier. Er mietete sich zwar sofort ein altes Instrument. Doch das traf gerade an dem Tage ein, als das Kind getauft wurde. Und dabei rückte der Termin für den Schluß des Wettbewerbes immer näher. Unmittelbar nach der Taufe eilte Mascagni ins Nebenzimmer, wo das lobende eingetragene Klavier aufgestellt war und schritt ans Werk, um nicht mehr zu rasten, bis er das Wort Ende unter seine Arbeit setzen konnte. Von der ersten bis zur letzten Note war die ganze Partitur in einer einzigen, ruhelosen Ekstase entstanden. Wollig erschöpft brach der Komponist am Schluß dieser gewaltigen Konzentration zusammen, und in diesem Zustande verließ ihn auch Vertrauen und Zuversicht. Er hatte kein Zutrauen zu der geleisteten Arbeit, und die Skepsis ging so weit, daß er die Oper gar nicht einreichen und auf die Teilnahme am dem Wettbewerb ganz verzichten wollte. Mit Mühe und Not nur gelang es seiner Frau, den zweifelnden Künstler drei Tage vor dem Ablauf der letzten Frist zur Abendung der Partitur zu bewegen. Frau Mascagni selbst trug, den Kopf mit einem Schawl umhüllt, unter fröhlichem Regen das kostbare Paket zur Post, das die Hoffnung der ganzen Familie enthielt. Unterwegs traf sie den Kapellmeister Neale. Da sie völlig durchnäßt war, überredete er sie, einzuweichen in einen Hausflur zu treten, und er übernahm es selbst, das Paket aufzugeben. Als er jedoch von der Post zurückkehrte, fand er Frau Mascagni mitten auf der Straße im Regen seiner harren. Ihre Ungeduld legte sich erst, als sie die Postanweisung in der Hand hatte. Als sie zu Hause Mascagni das Formular einbandigte, meinte dieser resigniert: „Wenn ich mich blamiere, ist es deine Schuld.“ Er war so mutlos, daß er an Puccini schrieb und ihn bat, ihm einige Stunden zu verschaffen. Einige Wochen später kam dann der Triumph. Seine „Cavalleria“ ward mit dem ersten Preise gekrönt, und die Aufführung des Werkes, das in Rom im Mai 1890 in Szene ging, machte ihn mit einem Schläge zum Helden des Tages und trug ihm in der Folge auch die reich dotierte Stellung des Direktors des Liceo Rossini zu Celaro ein.

Allerlei.

Kaiser Joseph II. und der Leutnant. Kaiser Joseph II. bemerkte einst einen Leutnant der Wache auf dem Burzplatz, der von einigen Leuten höflich mit Hutabnehmen begrüßt wurde, wobei er selbst keine Miene machte, sondern sich

verächtlich abwandte. Kaiser Joseph ließ den Leutnant rufen. „Ihr Vater verwendete wohl viel auf Ihre Erziehung?“ „Ja, Euer Majestät, wir Kinder hatten treffliche Lehrer.“ „So? Das wundert mich, wie geht es dann zu, daß Sie nicht höflicher sind? Sie danken ja nicht einmal den Leuten, die Sie grüßen. Merken Sie sich: ein freundliches Gesicht und der Hut in der Hand kosten nichts, und bringen oft vieles ein.“

Das Trinkgeld des Landwärters. Ein hiebrerer englischer Kammerdiener, der Zeit seines Lebens auf seiner Wirtin gelebt hat, mußte unlängst seine Schritte nach Londons kühlerer Welt lenken. Er hieß in einem Hotel ab, in einem der großen Gasthäuser, mit ihren Hunderten von Angestellten, von denen jeder sorgfältig darauf achtete, daß der andere nicht zu viel zu tun. Mit den Geheimnissen des Hotelwesens nur schlecht vertraut, verlangte der brave Wirt ein Stück Geld, und da er ein abgeleiteter Feind der modernen elektrischen Beleuchtung war, so wollte er auch nur mit einer Kerze zu Bett gehen. Aber aber begreift sein Erschrecken, als ihm die Rechnung präsentiert wurde und darauf die Kerze mit 50 Pfennig, die Seite gar mit einer Mark berechnete war. Was half es? Er mußte bleichen. Als er nun das Hotel verließ, da mußte er auch durch die halberbildenden, Trinkgeld beizuhaltenden Hotelangestellten Zwiebraten laufen. Nächstend Antikes schritt der brave Alte gelassen durch die Schär. Bei den Dolchorties angelangt, zog der Heilige aus der linken Hosentasche die Kerze, die man ihm mit 50 Pfennig auf die Rechnung gesetzt hatte, und händigte sie dem einen mit den Worten ein: „Hier hast Du eine halbe Mark, mein Sohn.“ Und zu dem anderen gewandt, fuhr er fort: „Sie, mein Freund, bekommen eine Mark.“ Mit hübschem Lächeln nahm der Herr Oberportier das Stück Seite hin.

Deutsche Sprachblüte. Der „Neckarbote“, das Amtsblatt des Städtchens Seckenheim bei Mannheim, brachte dieser Tage folgendes sprachliche Dokument deutscher Sprache:

„Fleißig abhag!“

Durch den veruchten Fleiß-Abhag des Neckarreiters Karl Gruber, hier, ist eine reine Pflücherei, womit die Unterzeichneten nicht einverstanden sind, indem dies von Seiten des Gruber eine reine Bosheit, Insamie und Privatität und eine absolute Kunterung des Weggers Ludwig Neuhinger betrifft. Wir die Unterzeichneten sind vollständig gegen die Pflücherei von Gruber. — S. Reuded. Wendelin Hartmann. Peter Gropp. Heinrich Engelhart. Ludwig Neuhinger.“

Lustiges.

Man muß sich zu helfen wissen. Ein Landstreicher sitzt in der Mittagsglut am Wege und verzehrt mit viel Behagen einen Apfel. „Bester Mann“, sagt ihm ein Vorübergehender, „warum sehen Sie sich bei solcher Hitze in die Sonne? Gehen Sie doch einen Schritt abseits in den Schatten!“ „Ich werd' den Teufel tun!“ ruft der Strömer, „ich leiste mir heut' ein warmes Mittagessen!“

Boshaft. „Ein netter Mensch, der Drippe! Als ich ihn gestern bei dem plötzlich einsetzenden Regenwetter hat, mir seinen Schirm zu borgen,

begleitete er mich sogar selber nach Hause!“ „Sehr vorfichtig von ihm! Da hat er wenigstens seinen Schirm gleich wiedergehabt!“ Das Wichtigste. „Wie? einen Weinhandel wollen Sie anfangen, verheh'n Sie denn auch was davon?“ — „Ich hatt' früher einen Milchhandel.“ „Ach so, na, da verheh'n Sie allerdings schon's meiste.“

Ratgeberblüte. Napoleons Stern verblüht erst nach heftiger Gegenwehr.

Vorkühige Leute. „Sie und Ihr Mann fahren nach Amerika, eine Erbschaft begeben, Frau Huber? Aber warum wollen Sie nicht beide mit einem Schiff fahren?“ „Na, wenn ein Schiff untergeht, dann bleibt wenigstens einer für die Erbschaft am Leben!“

Ach so. „Was sagt der Huber? Behn Marx hat das Ziehen seines Zahnes gekostet?“ „Stimmt jch. Dreimal is'r einig'fahr'n in d' Stadt und vor'm Zahnarzt sel'm Haus wieder umgekehrt, und g'riff'n hat'n na da Bader um a Mark.“

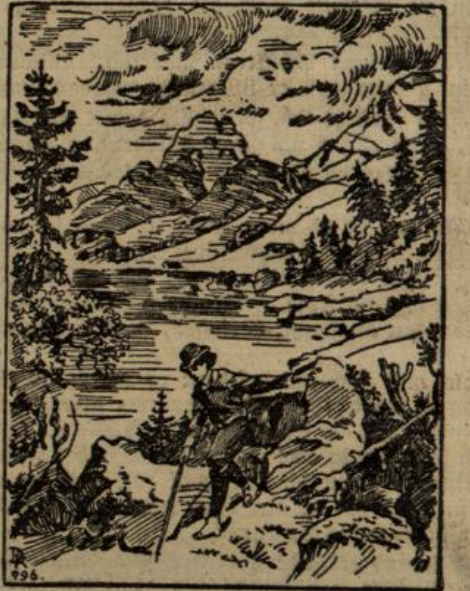
Rätselecke.

(Auffösungen folgen in der Sonntagsnummer).

Trennungsrästel.

Und als er noch war ein flotter Student, Da hatte er wohl das Wort getrennt, Nun waren die acht Semester herum, Er stieg in's Willkürsternium. Als zumutungsreudiger Referendar Kommt er in die feinsten Familien gar. So lernte er kennen die stolze Maid, Der einzig er bald sein Herz geweiht. Ein bißl bot sie ihm an das Wort geeint, Natürlich gleich wußt er, wie das gemeint. Er hat es verloren, wie sich's gebührt, Gewann aber sie und hat heim sie geführt.

Verierbild.



Wo ist der andere LOUTH?

Advertisement for Leopold Kölsch, featuring a large 'LK' logo and the text 'Weihnachts-Angebot'. It lists various types of pocket handkerchiefs (Batist, Reinleinen, Halbleinen, Baumwolle) and their prices. It also includes 'Kindertücher' and 'Namentücher'. The address is Karlsruhe, Kaiserstrasse 211. A note at the bottom states: 'Das Sticken der Tücher wird unter billigster Berechnung pünktlich ausgeführt.'

Advertisement for Christmas postcards and calendars. Text: 'Weihnachtspostkarten, Weihnachtsgrüße, Kalender 1914 in größter Auswahl empfiehlt C. Feigler, Großherzogl. Hoflieferant, Herrenstraße 21. Telephon 1965.'

Advertisement for Christmas gifts. Text: 'Weihnachts-Geschenke! Taschen- und -Uhren, Stand- u. Wanduhren, Küchenuhren, Uhrketten, Silberne Bestecke, schwer vers. Bestecke, Operngläser, Feldstecher, Barometer, Brillen und Kneifer, Bowlen, Kaffeeservice, Aufsätze u. andere kunstgewerbl. Gegenstände'. It features a testimonial from a customer: 'Ich bitte Sie höflichst, bevor Sie Ihren Einkauf in Uhren, Gold- und optischen Waren decken, meine Auslagen anzusehen. In meinen sechs großen Schaufenstern finden Sie eine reiche Auswahl der modernsten Uhren und Schmuckwaren, auch werden Sie über die billigen Preise erstaunt sein.' The address is Kaiserstraße 67, and the name is Emil Feißkohl.